

Nachrufe

Fritz Ernst

Anderthalb Jahrzehnte lang war die Heidelberger Akademie der Wissenschaften in der Zentraldirektion der Monumenta stetig durch Fritz Ernst vertreten, der 1937 auf den Lehrstuhl Karl Hampes berufen worden war. Stets ein sachkundig-kritischer, dabei weltoffen-gewandter Berater und Helfer, blieb er seit 1948 nur einmal der Jahrestagung der Monumenta fern, als ihm sein zweijähriges Rektorat keine Zeit dafür ließ. Daß er schon bald danach sein Leben am 21. Dezember 1963 beendete, erst 58 Jahre alt (geboren am 30. Oktober 1905 in Stuttgart), hat uns alle bestürzt, da er seine vielfältigen Aufgaben scheinbar mühelos gemeistert hatte. Weit gespannt waren von jeher seine Interessen. Schon sein Studium führte ihn auch nach England, ehe er es 1929 in Tübingen bei Johannes Haller abschloß. Seine Dissertation ergänzte dessen Darstellung der Anfänge der Tübinger Universität durch eine Untersuchung ihrer wirtschaftlichen Ausstattung; ihrem Stifter Eberhart im Bart, dem ersten Herzog von Württemberg, galt seine Habilitationsschrift (1933). Inzwischen aber hatte er zeitweise an einer deutschen Schule in Buenos Aires gelehrt und war rings um die Erde gereist. Das „Weltmännische“, das er seinem Lehrer J. Haller in einer Gedenkrede (1949) nachrühmte, ließ auch ihn nie zum bloßen „Fachmann und Spezialisten“ werden, nicht nur zum Landeshistoriker, wie es sein Vater Viktor Ernst gewesen war, und gleich Haller nicht nur zum Mediävisten. Auch ihm wurde das erregende Geschehen der eigenen Zeit zum quälenden Problem, „Zeitgeschehen und Geschichtsschreibung“ zum Forschungsthema, bis er zuletzt über „Die Deutschen und ihre jüngste Geschichte“ sprach und schrieb (1963 als 75. Band der von ihm herausgegebenen Urban-Bücher). Seine Rektoratsrede „Menschen und Memoiren“ (1961) blickt vergleichend von dem ihm aus langer Beschäftigung vertrauten Philippe de Commynes, dessen Memoiren er verdeutschen ließ und einleitete (1952), über Bismarck bis zur Gegenwart und mündet doch in ein mahnendes Bekenntnis zu „exakter Quellenarbeit“, zu „Interpretation und Verstehen“ des „persönlichen Elements“ in aller Geschichte, das nicht durch soziologische oder geistesgeschichtliche Abstraktionen und Konstruktionen zu eliminieren sei. Immer war es ihm ein „eminent pädagogisches Problem“, wie das „forschende Lernen“, die Beteiligung an selbständiger Forschung wenigstens während des Studiums, ein eigenes, unabhängiges Urteil und den Sinn für Wahrhaftigkeit wecken, ermutigen, erziehen könne fürs ganze Leben, in welchem Beruf es sei, auch für das politische Leben. Letztlich für dieses Ziel widmete er viel Zeit und Kraft der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Welt als Geschichte“, gab er auch den Anstoß zur Neubearbeitung von Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte, in deren 1. Band (1954) er selbst „Das Reich der Ottonen im 10. Jahrhundert“ darstellte. Mit nüchterner, fast karger Zurückhaltung von allem, was nicht die oft spärlichen Quellen sicher bezeugen oder erschließen lassen, gab er darin ein erzieherisches Beispiel für ehrlich-kritische Beschränkung auf das historisch Erkennbare je nach seinem Gewißheitsgrad. In einem Vortrag „Vom Studieren“, der zusammen mit einer Rede von Karl Jaspers „Vom lebendigen Geist der Universität“ 1946 veröffentlicht wurde, sprach er zu den Heidelberger Studenten vom „Ethos der Wahrhaftigkeit“, zu dem nach den Jahren der Verirrung und Verhetzung durch forschendes Lernen zurückzufinden sei. Sein Appell und sein Vorbild werden unvergessen weiterwirken bei seinen Schülern und Hörern, Lesern und Freunden.

Herbert Grundmann